

Karina Halle

Blood Orange
Blut kennt kein Vergessen
(Band 1)

Übersetzt von Alexandra Gentara

KARINA HALLE



BLOOD ORANGE

ROMAN

VAJONA

Für alle, die sich schon einmal fremdartig, nicht wertgeschätzt oder missverstanden gefühlt haben. Mit euch ist alles in Ordnung. Ihr müsst nur eure Leute finden.

And I guess I just wanted to mention
As the heavens will fall
We will be together soon if we will be anything at all.
»Zero Sum« – Nine Inch Nails

Playlist

Ihr findet die Playlist zu Blood Orange on Spotify.
Hier sind ein paar ausgewählte Songs daraus, um in die passende Stimmung zu kommen.

- »Zero Sum« - NIN
- »Bitches Brew« - + + + (Crosses)
- »Corrupt« - Depeche Mode
- »The Lovers« - NIN
- »Red Right Hand« - Nick Cave and the Bad Seeds
- »World in My Eyes« - Depeche Mode
- »Vampyre of Time & Memory« - Queens of the Stone Age
- »Digital Bath« - Deftones
- »Tear You Apart« - She Wants Revenge
- »The Perfect Drug« - NIN
- »Loverman« - Nick Cave and the Bad Seeds
- »The Becoming« - NIN
- »This is a Trick« - + + + (Crosses)
- »Welcome to my World« - Depeche Mode

Hinweis

Blood Orange ist ein Roman, den ich persönlich als Dark Romance betrachte (auch wenn mir bewusst ist, dass es verschiedene Abstufungen gibt und das, was ich als düster empfinde, von anderen Lesern vielleicht eher als moralisch grau betrachtet wird).

Daher gibt es hier ein paar Triggerwarnungen, die Leser meiner Meinung nach beachten sollten, um ihre psychische Gesundheit zu schützen. Der Roman enthält die folgenden potenziell triggernden Situationen:

Explizite Sprache und grafische Sexszenen, grafische Gewalt, Fehlgeburt, Blut, Mord, Tod eines Ehepartners, M/M, M/F, Non-con (mäßig und nicht zwischen dem Helden und der Heldin), Dub-con, Exhibitionismus, BDSM-lite-Elemente und bestimmte Kinks, darunter Atemreduktionsspiele, Feuerspiele, Blutspiele, Spermaspiele, Analspiele, Verfolgungsjagden, Bondage, Demütigungen, Lob-Kink und Feeding (im Vampirstil).

Die meisten dieser Triggerwarnungen beziehen sich somit auf die sexuellen Handlungen im Roman.

Bitte beachtet, dass dieses Buch nur für Erwachsene geeignet ist. Das hier ist nicht Twilight. Bitte beachtet die Triggerwarnungen auch, wenn ihr den Roman Minderjährigen empfehlen möchtet.

Blood Orange ist Band eins des Dracula-Duetts. Band zwei heißt »Black Rose«.



KAPITEL

1

Valtu

Ich schreibe das hier auf, weil ich Bram nicht zutraue, seinen Roman zu schreiben, ohne meine Geschichte zu verdrehen. Ich habe genau gesehen, wie sein Verstand arbeitet. Auf diese merkwürdige Weise, wie es bei Schriftstellern so üblich ist, wenn eine Idee sie wie ein Wildpferd überkommt. Und ich bin mir sicher, dass die unzähligen Tage und Nächte, die wir zusammen in Cruden Bay verbracht haben, wo ich mich ihm geöffnet und ihm mein Herz ausgeschüttet habe, verblassen werden im Vergleich zu dem, was Mr. Stokers Gehirn sich ausdenkt.

Daher verlasse ich mich nicht darauf, dass seine Geschichte in irgendeiner Weise der Wahrheit entsprechen wird (er sagte mir, sein Titel würde »Die Untoten« lauten. Ich hatte gehofft, er würde den Roman zumindest »Valtu« oder »Graf Aminoff« nennen).

Außerdem sind meine Erinnerungen im Laufe der Jahrhunderte langsam verblasst. Früher betete ich um den Tag, an dem ich all den Schmerz vergessen würde. Den Tag, an dem sich meine Erinnerungen an sie zu Asche verwandeln würden.

Aber ich weiß, dass ich mich eines Tages an sie erinnern muss. Sie zu vergessen, würde bedeuten, zu vergessen, was es bedeutet, ein Mensch zu sein. Und manchmal bin ich gefährlich nah daran, mich selbst zu verlieren. Deshalb werde ich alles aufschreiben, woran ich mich über sie erinnere. In der Hoffnung, dass unsere Liebe mir meine Menschlichkeit zurückbringen könnte.

Man darf ja wohl noch träumen.
Und ich habe sehr viel geträumt.

**Während des Großen Nordischen Krieges 1714
Königreich von Schweden
(der Teil, der früher als Finnland bekannt war)**

An jenem Morgen wartete ich auf sie wie ein Verhungernder auf ein paar Brotkrumen. Nichts konnte meinen Hunger stillen, weder die Sonne auf meinem Gesicht noch der Gesang der Wiesenlerchen aus dem Gebüsch noch der Wind, der durch mein bescheidenes Weizenfeld rauschte. All die Dinge, die mir normalerweise Freude bereiteten, selbst an den traurigsten Tagen.

Mina. Allein ihr Name fühlte sich an wie ein Lied, wie eine Antwort von Gott, um eine Vergangenheit voller Trauer wieder gutzumachen. Der Verlust meiner ersten Frau Ana und des Kindes – ein Kind, dem wir nicht einmal einen Namen geben konnten –, die Invasion des Landes durch den Feind, die Verbrennung Helsinkis, der Verlust des Großteils meiner Ländereien ... All das fühlte sich trivial an, wenn ich an Mina dachte.

Sie war meine Erlösung, meine zweite Chance auf Leben. Balsam für die tiefsten Wunden meines Daseins. Und diese Wunden waren *sehr* tief.

Selbst die harsche Realität dieser neuen Weltordnung konnte nichts ausrichten gegen die Gefühle, die sie in mir auslöste. Gegen die Hoffnung, die sie mir gab. Hätte ich auch nur einen Moment intensiver darüber nachgedacht, wäre mir klargeworden, wie unmöglich unsere Liebe war. Dass es keine Zukunft für uns gab. Ich war nur ein einfacher Bauer Mitte dreißig, und sie war die Tochter des Generals. Jenes Monsters, das die Ländereien erobert und sich zu eigen gemacht hatte.

Aber damit befasste ich mich nicht näher. Ich wollte nicht darüber nachdenken. Ich war zufrieden damit, an der Oberfläche dieser Liebe zu leben und mich von Tag zu Tag auf einer unerbitt-

lichen Strömung von ihr mitreißen zu lassen. Ohne Angst vor dem turbulenten Wasser und den schroffen Felsen, die vor mir lagen und bereit waren, mich in Stücke zu zerschmettern.

Hufgeklapper ertönte hinter der Birkenreihe, und plötzlich flog ein Schwarm Stare über die Baumkronen hinweg, aufgescheucht durch Minas Annäherung. Ich stand am Waldrand, mein Häuschen war durch die Kurve der Straße kaum zu sehen. Wenn sich jemand anderes näherte, kam er immer über diese Straße und nicht von hinten durch die Birken und Beeresträucher, wo es keinen richtigen Pfad gab. Deshalb wusste ich, dass sie es war.

Ich lief ihr entgegen, ließ mein Weizenfeld hinter mir und verschwand zwischen den Bäumen. Als ich fast am Teich, unserem Treffpunkt, angekommen war, sah ich ihr Pferd zwischen den Baumstämmen. Es musterte mich neben der weißen Rinde stehend. Vielleicht verurteilte es mich sogar.

Mina war in einen Umhang gehüllt. Eine graue Kapuze bedeckte ihren Kopf, und ich sah ehrfürchtig zu, wie sie sie abnahm und ihr Gesicht sichtbar wurde.

Als ich mich ihr näherte, empfing sie mich mit einem so glücklichen Lächeln, dass es mich beinahe in die Knie gezwungen hätte.

Sie würde für immer die schönste Frau sein, die ich je gesehen hatte.

Minas Haar floss wie ein Umhang um sie herum, rot und kastanienbraun, in den Farbtönen von verbrannter Baumrinde und Himbeeren. Hellere Strähnen fingen das Licht ein, während der Wind es ihr aus dem Gesicht blies. Ihr Haar hatte die feurigen Farben eines sterbenden Sonnenuntergangs. Der letzte Ausbruch von Purpur, kurz bevor die Sonne endgültig in der Nacht verschwindet. Und ihre Haut hatte die Farbe von frischer Kuhmilch, ihre Augen die Farbe von Herbstlaub. Ihr Lächeln hingegen war der pure Sonnenschein.

Sie war mein Ein und Alles.

Ich spürte eine plötzliche Wärme in meiner Brust. Ein Gefühl,

das so stark war, dass es beinahe körperlich schmerzte. Ich sah sie in ihrer ganzen Schönheit, bewunderte, wie das Licht ihr Gesicht strahlten ließ, und wusste spätestens in diesem Moment, dass ich sie über alles liebte.

»Hallo, Valtu«, sagte sie in gebrochenem Deutsch.

»Hallo, meine geliebte Mina«, sagte ich. Mein Deutsch war nur geringfügig besser als ihres.

Die Sprache war schwierig für uns gewesen. Seit Schweden über Finnland herrschte, war Finnisch weitgehend verboten worden, und ich hatte gelernt, Schwedisch zu sprechen, zu lesen und zu schreiben. Und ein wenig Deutsch für Handelszwecke. Aber anfangs hatte ich kein Russisch verstanden, und Mina konnte ansonsten nur ein wenig Deutsch. Das spielte jedoch keine Rolle, denn wenn ich mit ihr zusammen war, bedeuteten Worte nicht viel. Wir kommunizierten auf andere Weise miteinander.

Sie stieg ab, aber ich war bereits an ihrer Seite, um sie aufzufangen, zog sie in meine Arme und senkte sie auf den Boden.

Es gab einen schüchternen Moment, in dem wir uns viel zu nahe waren, in dem es sich beinahe zu formell anfühlte, als würden wir uns gar nicht wirklich kennen. Doch ich löschte ihn aus, indem ich mich über sie beugte, sie an den Schultern packte und sie leidenschaftlich küsste.

Sie stieß einen überraschten Schrei aus – manchmal war ich wohl etwas grob zu ihr, meine Leidenschaft war zu ungezügelt –, doch er ging in einem Schrei der Lust unter. So oder so blieb uns nicht viel Zeit miteinander. In den letzten zwei Monaten hatten wir uns jeden Morgen für kurze Augenblicke getroffen, immer nur heimlich. Doch wir kosteten die geschenkte Zeit voll und ganz aus.

Mit dieser Dringlichkeit, die ich stets tief in mir spürte, drückte ich meine Finger in ihr weiches Fleisch, während mein Kuss immer intensiver wurde. Als könnte sie sich auflösen, wenn ich sie nicht gut genug festhielte. Als wäre sie nur ein Blatt im Wind.

Sie reagierte eifrig, schlang die Arme um meinen Hals und zog mich näher zu sich heran.

Wir küssten uns für eine Weile, die mir wie Stunden vorkam, erkundeten uns gegenseitig, kosteten uns, wollten immer mehr voneinander. Noch nie in meinem Leben hatte ich mich so sehr nach jemandem gesehnt, und je länger ich sie küsste, desto gieriger wurde ich nach ihr.

Schließlich lösten wir uns voneinander, beide nach Luft ringend.

»Ich habe dich vermisst«, flüsterte sie heiser.

»Und ich habe dich vermisst«, antwortete ich und strich ihr die erdbeerblonden Haare aus dem Gesicht.

Wir brauchten nichts mehr zu sagen. Wir wussten beide, was wir wollten, was wir brauchten, wovon wir in den Stunden und Tagen der Trennung geträumt hatten.

Ich nahm ihre Hand und führte sie durch die Bäume zum Teich, mein Herz pochte heftig vor Vorfreude.

Die Sonne schien durch die Birken und tauchte alles in ein wunderschönes flackerndes Licht. Wir erreichten das Ufer, und ich drehte mich zu ihr um und zog sie erneut in meine Arme.

Wir küssten uns wieder. Unsere Körper schmiegten sich aneinander, und ich war bereits hart wie Holz. Sie ließ die Hand nach unten gleiten, griff nach meinem Schwanz. Ich keuchte auf vor Lust. Mit der Zeit war sie mir gegenüber mutiger geworden, ihre Neugierde hatte die früheren Hemmungen abgebaut.

Es gab so vieles, das ich noch mit ihr tun wollte. Blasphemisches, Unaussprechliches. Und ich wusste, dass sie es mich mit der Zeit tun lassen würde. Sie würde es sogar genießen. Ich würde sie die Sterne sehen lassen.

Sie streichelte mich durch die Hose hindurch. Ihre Hand bewegte sich auf und ab, und ich hielt es nicht mehr länger aus. Ich wollte sie, jetzt und hier, sonst würde ich explodieren.

Also packte ich sie und setzte sie auf eine weiche Stelle im Moos, und sie lehnte sich zurück, spreizte die Beine weit und

winkte mich zu sich, während die vielen Lagen ihres Kleides wie Wolken um sie herum wehten.

Sie musste mich nicht zweimal bitten. Ich schob ihr Kleid hoch, öffnete meine Hose, glitt zwischen ihre Beine und drang mit einem sanften Stoß in sie ein. Sie war bereits feucht für mich, wie immer.

Sie schrie auf, und ich begann mich zu bewegen, packte ihre Hüften und stieß in sie hinein. Das Wasser in unserer Nähe rauschte, der Wind raschelte in den Bäumen, und ich spürte alles so deutlich, als würde ich zu etwas Neuem aufsteigen, zu einer höheren Version meiner selbst. Als wäre ich näher an eben jenem Gott, den ich einst so sehr dafür verflucht hatte, mir meine Frau und mein Kind genommen zu haben.

Tief in Mina vergraben zu sein, war wie der Schritt auf einen neuen Weg, hin zu einem anderen Leben. Einem besseren.

Ich spürte bereits, wie sich der Höhepunkt in mir aufbaute, wie sie sich um mich herum zusammenzog, und ich wusste, dass es so weit war. Ich schob meine Hand zwischen ihre Beine und rieb sie dort, wo sie so schön feucht war, bis sie einen langen Seufzer ausstieß. Ihr Orgasmus baute sich weiter auf, ihr Körper versteifte sich und zuckte dann heftig um mich herum. Ich packte ihre Hüften und drückte mich so tief wie möglich in sie hinein, hielt sie ganz fest, während auch ich kam. Mein Körper bebte mit einer Lust, die so überwältigend war, dass ich das Gefühl hatte, meine Augen würden sich nach hinten verdrehen.

So verharrte ich, bis wir beide gekommen waren. Als sie erschöpft unter mir erschlaffte, zog ich mich zurück, rollte mich auf die Seite und sah sie an.

Sie atmete schwer, ihre Brüste hoben und senkten sich, und ein zufriedenes Lächeln umspielte ihre Lippen, deren Farbe ein tiefes Rot war, noch gezeichnet von meinen eigenen Lippen. Ein Gefühl der inneren Ruhe überkam mich. Das Gefühl, dass alles gut werden würde.

Sie sah mich an. Ihre Augen wurden dunkler, als die Sonne sich

verschob, und das Rosa ihrer Wangen verblasste etwas. Dann huschte plötzlich ein ängstlicher Ausdruck über ihr Gesicht.

»Was ist los?«, flüsterte ich heiser.

Sie rieb sich die Lippen, und die Falte zwischen ihren zarten Augenbrauen vertiefte sich. »Ich muss dir etwas sagen ...«

»Was musst du mir sagen?« Ich setzte mich auf und stützte mich auf meinen Ellbogen.

Sie schluckte, ihre Kehle bewegte sich sanft, und ich wurde von dem höchst unpassenden Gedanken erfasst, dass ich ihr in den Hals beißen, meine Zähne in ihrem zarten Fleisch versenken und ihr Blut trinken wollte.

Ich verdrängte ihn rasch wieder. Er war auch viel zu weit entfernt von all den anderen unzüchtigen Gedanken, die mir von Zeit zu Zeit in den Sinn kamen. Und er fühlte sich auf eine Weise gefährlich an, die ich noch nicht verstehen konnte, aber schon bald sehr wohl verstehen würde.

Sie schien nicht zu bemerken, wie ich auf ihren Hals gestarrt hatte.

»Ich bin schwanger«, sagte sie.

Die Worte trafen mich wie ein umgestürzter Baumstamm. Ich konnte es nicht glauben.

»Schwanger?«, wiederholte ich und hatte das Gefühl, als würde sich die Welt um ihre eigene Achse drehen. »Bist du dir sicher?«

Sie biss sich auf die Lippe und nickte. Ich konnte ihren inneren Konflikt spüren, als hätte ich plötzlich eine Art sechsten Sinn entwickelt. Sie war glücklich, dass es mein Baby war, denn es *war* meins. Aber sie hatte Angst davor, wie ich reagieren würde. Und vor dem, was danach zu tun wäre.

Aber ehrlich gesagt war ich glücklich. Ich war sogar überglücklich. Ich hätte ihre Sorge spüren müssen, wegen der Unmöglichkeit unserer Situation, doch das empfand ich nicht so.

»Ich weiß nicht, was ich jetzt tun soll ...«, sagte sie, verstummte und wandte den Blick ab.

Ich setzte mich auf und streckte die Hand nach ihr aus, legte

meine Finger unter ihr Kinn und zwang sie, mich wieder anzusehen. »Du weißt nicht, was du tun sollst? Du wirst unser Baby bekommen, Mina. Willst du das denn nicht?«

Sie nickte, und das helle Leuchten kehrte in ihre grünen Augen zurück. »Doch, das will ich. Aber ich weiß nicht, wie ich das schaffen soll. Ich will auch dich als Vater, aber ... sie dürfen es niemals erfahren. Sie würden mich umbringen.«

Normalerweise wäre es übertrieben, wenn jemand sagt, sein eigener Vater würde ihn umbringen. Doch bei Mina wusste ich, dass der General es tatsächlich tun würde. Ich hatte längst gesehen, wie er Frauen und Kinder gleichermaßen abgeschlachtet hatte.

Auch seine eigene Tochter würde nicht verschont bleiben.

»Hast du es außer mir noch jemandem erzählt?«, fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf, stutzte dann aber. »Nur meiner Zofe. Ich habe es ihr nicht gesagt, aber sie hat es bemerkt.«

Meine Augen weiteten sich, doch sie beruhigte mich schnell. »Keine Sorge. Ich kenne sie schon seit meiner Kindheit. Sie würde mich niemals verraten. Sie ist wie eine Mutter für mich.«

Hoffentlich stimmte das. So oder so wollte ich lieber nicht abwarten und es herausfinden. Ich ergriff ihre Hand, führte sie zu meinem Mund und küsste ihre Handfläche. »Wir finden schon einen Weg. Wir könnten irgendwohin fliehen, wo sie uns nicht finden.«

Ich hatte keine Ahnung, wo das sein könnte, da die Russen bereits den größten Teil des Landes eingenommen hatten, doch das erschien mir in diesem Moment nicht so wichtig.

Ich sah, wie sich ihre Schultern entspannten und die Anspannung aus ihrem Kiefer wich.

»Gut. Aber wir müssen bald fliehen, bevor sie es bemerken.«

Sie beugte sich vor und streichelte ihren Bauch. Unter den vielen Lagen ihres Kleides war noch nichts zu erkennen, und selbst als ich meine Hand darauf legte, fühlte es sich für mich ganz normal an. Bis ich plötzlich eine Welle von Wärme und

Elektrizität spürte, die von ihrem Bauch in meine Hand strömte.

So etwas hatte ich noch nie zuvor gespürt. Es war, als würde ich das Leben selbst fühlen. Ich konnte regelrecht sehen, wie ein Blitz durch meinen Arm schoss.

»Wohin sollten wir deiner Meinung nach gehen?«, fragte Mina, ohne zu bemerken, was gerade passiert war.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich nach einem Moment, in dem mich das Gefühl des puren Lebens unter meiner Hand abgelenkt hatte. Was geschah hier gerade mit mir?

»Wurdest du hier geboren, oder kamen deine Eltern woanders her?«, fragte sie.

»Ähm, ich wurde adoptiert«, sagte ich. »Ich habe meine leiblichen Eltern nie kennengelernt.«

»Ach? Das ist ja interessant.«

»Ich weiß nicht einmal, wann ich Geburtstag habe«, murmelte ich abwesend, während ich weiterhin diese Energie durch mich hindurchfließen spürte, die so stark war, dass sich die Härchen auf meinen Armen und in meinem Nacken aufrichteten.

»Das müssen wir ändern«, sagte sie und bewegte sich, sodass meine Hand von ihrem Bauch glitt. »Vielleicht kannst du einfach denselben Geburtstag wie unser Kind bekommen. Ich hoffe sehr, dass ich weiterhin musizieren kann, wo auch immer wir hingehen. Das einzige Problem ist, dass ich irgendwann zu dick sein werde, um Harfe zu spielen.«

Mina war nach eigener Aussage eine versierte Musikerin, aber ihre Stimme klang so klar und melodisch, wenn sie für mich sang, dass ich sie für ein Naturtalent hielt. In gewisser Weise hatte sie mich im Laufe der Jahre mit ihrer Leidenschaft für Musik angesteckt.

»Wir müssen leider leider die Harfe hier weg. Wir können nur mitnehmen, was auf einen Pferderücken passt. Aber ich verspreche dir, dass ich dir alles kaufen werde, was du willst, sobald wir in Sicherheit sind.«

Ich war so ein Narr. Ich besaß gar kein Geld. Meine gesamte Weizenernte ging an ihren Vater, und er ließ mir kaum genug zum Überleben. Ich hätte wissen müssen, dass wir niemals entkommen könnten, ohne gefunden zu werden, dass es kein Happy End für uns geben würde. Ich hätte wissen müssen, dass dies alles nur mit dem Tod enden konnte.

Aber ich glaubte meinen eigenen Worten, wie es nur ein Narr gekonnt hätte.

Und Mina war glücklich. Sie strahlte wie die Sonne, die durch die Wolken brach, und griff nach mir, zog mich wieder zu sich hinunter, sodass ich auf ihr lag, und küsste mich innig. Meine Hände glitten ihre Beine hinauf, begierig, sie erneut zu spüren. Es sollte das letzte Mal sein, dass ich ihre Haut berühren durfte.

Obwohl danach alles sehr schnell ging, wusste ich bereits wenige Augenblicke zuvor, was passieren würde. Ich hörte plötzlich Schritte, die durch das Gebüsch schllichen. Flüstern. Erschrocken sah ich mich um, aber es war niemand zu sehen. Ich verstand nicht ganz, was hier gerade mit meinem Körper geschah. Damals wusste ich noch nicht, was ich tatsächlich war, oder welche Veränderung mir unmittelbar bevorstand. Eine Veränderung, die jeden mit meiner Geschichte mit fünfunddreißig Jahren traf.

Aber damals wusste ich nicht einmal, wie alt ich tatsächlich war.

Und dann tauchten sie auf der anderen Seite des Teiches auf. Fünf Soldaten des Generals.

Sie sahen meine Hände an Mina liegen, und das genügte.

Mit gezückten Schwertern eilten sie auf uns zu, und ich sprang hastig auf und hob sie hoch, bis sie wie ein Sack Weizen über meiner Schulter lag. Noch nie in meinem Leben war ich so schnell gelaufen. Es fühlte sich an, als hätte ich plötzlich eine übernatürliche Kraft und Anmut. Wie ein Tier, das vor einem anderen Raubtier flieht.

Ich ahnte nicht, dass ich mich gerade selbst in ein Raubtier verwandelte.

Ich rannte zu Minas Pferd, warf sie über den Widerrist, schwang mich dann selbst auf den Sattel und trieb das Pferd zu einem Galopp durch den Wald an.

Die Männer waren zu Fuß unterwegs, hatten aber zweifellos ihre Pferde in der Nähe und nur versucht, uns zu überraschen. Ich fragte mich, wie lange wir so reiten konnten. Ob wir auf diese Weise tatsächlich entkommen konnten. Es war bereits September, aber wir hätten noch mindestens einen Monat lang Richtung Norden reiten können, bis der Schnee einsetzte. Vielleicht hätten uns die Ureinwohner in der Nähe des Nordpols in den eher unbewohnten Gebieten Unterschlupf gewährt.

Das Pferd rannte, so schnell es konnte, sprang sogar über Baumstämme und Bäche, wich Bäumen und Felsen aus, und keiner von uns sagte etwas.

Mina stieß nur gelegentlich ein leises Wimmern oder Schluchzen aus, und ich wusste, dass sie weinte, weil ihre Zofe sie doch verraten hatte und unser Leben sich nun sehr viel schneller veränderte, als wir geplant hatten.

Ich wusste nicht einmal, wohin wir ritten, doch dann hörte ich es über das Donnern von Minas Pferd hinweg.

Die Hufe anderer galoppierender Pferde.

Sie kamen auf uns zu.

Es war zu spät.

Als der Wald sich zu einer Lichtung öffnete, durch die ein breiter Bach floss, stand auf der anderen Seite bereits eine ganze Armee berittener Soldaten.

Ein Brüllen drang aus meiner Kehle, tief, dunkel und wild. Es erschreckte Mina und ließ sogar die Soldaten zusammenzucken. Aber es reichte nicht aus, um sie zu verjagen. Ich wendete das Pferd, doch jetzt kamen die Soldaten auch von hinten, und wir waren umzingelt.

»Minal«, rief der General aus der Gruppe, und die Pferde

machten Platz, als er herankam. Er war ein großer, schlanker Mann mit einem imposanten Gesicht, als wäre es aus reinem Fels gehauen.

Er streckte eine Hand aus, als wollte er nach uns greifen. Dann sagte er etwas auf Russisch zu ihr, das ich nicht hätte verstehen können und dennoch verstand. Er stellte mich dar wie einen Bösewicht, der sie gefangen genommen, vergewaltigt und geschwängert hatte. Und lockte sie wie ein scheues Hündchen, das sich unter einem Bett versteckte, mit Brotkrumen zu sich.

Doch Mina fiel nicht auf diese Brotkrumen herein. Sie schüttelte den Kopf, vergrub die Hände in der Mähne des Pferdes und rührte sich nicht von der Stelle.

»Sie kommt nicht mit Ihnen«, sagte ich auf Deutsch zu dem General. »Sie bleibt bei mir.«

Höhnisch hob der General das Kinn und antwortete mir auf Deutsch. »Ich vergaß, dass du so primitiv bist und nicht einmal Russisch sprichst. An deiner Stelle wäre ich lieber vorsichtig. Wenn sie dir wichtig wäre, würdest du dein Verbrechen einfach gestehen. Und dich selbst zum Tode verurteilen, damit sie frei sein kann.«

»Und was ist mit dem Baby?«, fragte Mina.

»Das darfst du natürlich behalten, wenn du willst«, sagte er. Eine offensichtliche Lüge.

Während all das geschah, begannen meine Knochen plötzlich zu brennen, als würde ich innerlich in Flammen stehen. Ich hatte das Gefühl, als würden diese inneren Flammen mit meinen Adern verschmelzen, als würde ich irgendwie stärker werden, auf eine höchst unnatürliche Weise. Und dann setzte der Hunger ein. Ein tiefes Knurren meines Magens ließ das Pferd schnauben und nervös unter uns täzeln, als würden wir jeden Augenblick abheben und wegfliegen.

Im Nachhinein hätten wir das wohl auch besser tun sollen.

Auf jeden Fall reichte die Bewegung des Pferdes aus, um die Soldaten in Aktion zu versetzen. Sie kamen auf uns zu.

Minas Pferd erschrak noch mehr und bäumte sich plötzlich mit einem lauten Wiehern auf, sodass Mina zu Boden stürzte.

Ich sprang rechtzeitig ab, als das Pferd gerade losgaloppierte, griff nach Mina, zog sie auf die Beine und stellte mich schützend vor sie.

Dann knurrte ich alle an, wie ein Wolf in Menschengestalt.

Einige Soldaten lachten nervös und sahen sich gegenseitig mit zurückgehaltener Belustigung an, aber ihre Pferde waren so verstört, dass sie nicht mehr vorankamen. Sie scharrten mit den Hufen, warfen die Köpfe zurück und bäumten sich auf, während die Soldaten ihnen gegen die Flanken traten.

Und in diesem Moment begriff ich es.

Die Pferde hatten Angst vor mir.

Ich selbst hatte Angst vor mir.

Aber ich wusste nicht, warum. Wie hätte ich das auch wissen können? Es gab ja kein Wort für das, zu dem ich gerade wurde.

Die Soldaten stiegen von ihren Pferden ab. Einige Tiere rannen in die Richtung davon, in die auch Minas Pferd gelaufen war. Dann näherten sich die Soldaten mir langsam, ebenfalls verängstigt. Erst als der General sie auf Russisch anschrie, stürzten sie sich plötzlich wie dressierte Affen auf mich.

Ich gab mein Bestes, um sie abzuwehren, doch das war unmöglich, solange ich gleichzeitig versuchte, Mina zu beschützen. Am Ende legte ich mich wie eine Decke auf sie, in dem verzweifelten Versuch, sie zu retten.

Aber es waren einfach zu viele Soldaten. Sie kamen von allen Seiten, überquerten den Fluss, um uns zu schnappen. Und dann rissen sie uns auseinander.

Sie zerrten sie weg, ihre Fersen gruben Furchen in den Boden, und sie schrie mit ausgestreckten Händen nach mir. Doch ich konnte nicht mehr zu ihr, da mich so viele Männer festhielten.

Wut, pure Raserei, Schmerz und Qual schwollen immer weiter in mir an.

Dann spürte ich, wie ich mich in etwas verwandelte.

Dieses Feuer in meinen Knochen, dieser Hunger in meinem Bauch, dieser pure, animalische Drang, zu töten, zu ficken und zu fressen.

Die Soldaten spürten es auch, und alle Pferde waren verschwunden. Sogar der General war rasch abgestiegen, bevor sein Pferd mit ihm davon galoppiert wäre.

Er packte Mina an den Haaren, und sie schrie auf.

Dann warf er sie auf den Rücken in den Dreck.

»Stoppl!«, schrie ich. Eine unmenschliche Stimme, die mir regelrecht aus der Kehle gerissen wurde.

»Na, was passiert wohl mit diesem Baby?«, verhöhnte mich der General auf Deutsch.

Er hob seinen Stiefel.

Senkte ihn.

In grauenhafter Zeitlupe.

Und trat direkt auf Minas Bauch.

Ich heulte auf vor Schmerz, keuchte, schlug und trat um mich und versuchte alles, um diesen Albtraum zu beenden.

»Minal!«, schrie ich.

Sie bekam keine Luft mehr. Sein Stiefel drückte immer tiefer in sie hinein, und sie versuchte, nach ihrem Vater zu greifen, sah ihn flehend an, schnappte nach Luft. Ihr Gesicht war vor Schmerz und Angst verzerrt.

Doch er half ihr nicht.

Er sagte nur etwas auf Russisch zu ihr. Ein Wort, das auch ich verstand.

Hure.

Dann zückte er sein Schwert.

Ich hatte es satt, mich so hilflos zu fühlen.

Ich kämpfte noch heftiger, während das Feuer in meinen Knochen mich vor Schmerz zu überwältigen drohte. Doch die Schmerzen waren nichts im Vergleich zu dem, was noch kommen sollte.

Ich erinnere mich, dass ich ihren Namen rief, ihn brüllte, bis

ich heiser war. Als hätte allein das alles beenden können. Doch jetzt weiß ich, dass das Schicksal sehr hartnäckig ist, wenn es erst einmal in Gang gesetzt wurde.

Nichts kann es aufhalten.

Der General hob das Schwert über Minas Kopf.

Ihre Augen weiteten sich, bis sie von der Sonne, die sich auf der Schwertscheide brach, geblendet wurde und blinzeln musste.

Er zögerte nur einen kurzen Moment.

Ein Moment, in dem die ganze Welt sich langsamer drehte.

Ein Moment, in dem Mina begriff, dass sie jetzt sterben würde.

Ein Moment, in dem mir klar wurde, dass ich sie verlieren würde.

Und in demselben Moment wusste ich, dass ich jeden töten würde, der sich mir in den Weg stellte.

»Mein Herz wird deines immer finden!«, rief sie mir zu.

Er senkte das Schwert.

Die Klinge durchschlitzte ihre Kehle und entthauptete sie.

Ihr Kopf rollte auf mich zu und blieb unmittelbar vor meinen Füßen liegen.

Wunderschöne, leblose Augen starrten direkt in den Himmel.

Ihre Farbe ähnelte der von frischem Laub im Frühling.

Mir blieb keine Zeit, über den Verlust zu trauern oder entsetzt zu sein. Keine Zeit, zu weinen oder auch nur einen Schock zu empfinden.

Ich verwandelte mich in ein Monster.

Und gab mich diesem Monster voll und ganz hin. Versuchte nicht mehr, etwas zurückzuhalten. Das letzte Stück Menschlichkeit entglitt mir, ebenso, wie das Blut aus Minas abgetrenntem Kopf rann.

Mit feuriger Kraft stieß ich ein weiteres Brüllen aus, unmenschlich genug, um allen das Blut in den Adern gefrieren zu lassen. Laut genug, um den gesamten Erdboden zu erschüttern. Und dann kämpfte ich. Ich stürmte voran, kratzte, trat und biss um mich wie ein ausgehungerter Bär.

Die Soldaten stachen mit ihren Schwertern auf mich ein, aber sie konnten mich nicht töten. Der Schmerz fühlte sich nur bittersüß an. Ich kämpfte weiter, bis ich ihre Schwerter in den Händen hielt. Arbeitete mich durch die Soldaten, einen nach dem anderen, biss ihnen in den Hals, riss ihnen die Kehle heraus, stieß die Schwerter in ihre Brust, ins Gesicht, in den Kopf, und ließ sie alle verbluten.

Jetzt versuchte der General, zu fliehen. Zu Fuß rannte er in Richtung der Hügel. Er hatte niemanden mehr, der ihn noch hätte beschützen können.

Ich nahm die Verfolgung auf. Diesmal fühlte es sich eher wie ein Spiel an, als würde ich es tatsächlich genießen, Raubtier und Beute zu spielen. Ein manisches Lachen entkam mir, während ich ihn verfolgte. Zwischendurch wurde ich langsamer und lief dann erneut schneller, ließ ihn immer wieder glauben, dass er eine Chance hätte, mir zu entkommen. Obwohl ich bereits wusste, dass er keine hatte.

Schließlich fiel er hin, zu erschöpft, um noch einmal aufzustehen, und da stand ich bereits über ihm.

Ich steckte meine Finger in seine Augenhöhlen, riss ihm die Augäpfel heraus, bis ich sie in den Händen hielt, und stopfte sie ihm anschließend in den Mund, während er schrie. Ich packte seinen Kiefer und zwang ihn, sie zu zerkauen und schließlich daran zu ersticken.

Dann legte ich mich auf ihn, biss ihm mit meinen neuen, scharfen Zähnen in den Hals und trank sein Blut, bis mein Hunger endlich gestillt war. Bis seine Schreie im Tod verstummen.

Es war mein Ende.

Und der Beginn von jemand anderem.

Etwas anderem.

Jahrzehntelang tötete ich Menschen und Tiere, trank ihr Blut und verbarg mein wahres Ich, bis ich eines Tages in den Süden reiste, mit dem Schiff nach Estland fuhr und anschließend in Ost-

europa abtauchte. Wo es leichter war, mich zu verstecken. Bis ich endlich andere traf, die so waren wie ich.

Bis ich entdeckte, dass es einen Begriff gab für das, was aus mir geworden war.

Ein Vampir.

Und dass meine leiblichen Eltern ebenfalls Vampire gewesen waren. Hätten sie mich selbst großgezogen, hätte ich sicher erfahren, dass ich an meinem fünfunddreißigsten Geburtstag vom Menschen zum Vampir werden würde.

Doch das wusste ich nicht.

Ich hatte es gerade noch rechtzeitig herausgefunden, um mein eigenes Leben zu retten.

Aber zu spät, um auch Mina zu retten.

Zu spät, um einem Leben in der Verdammnis zu entkommen.

Einem Leben, das mich bis in alle Ewigkeit heimsuchen wird.

KAPITEL

2

Dahlia

Ich träume schon wieder. Ein Albtraum.

Derselbe wie immer.

Ich liege auf dem Boden, frierend und ängstlich. Um mich herum herrscht Chaos: das Geräusch donnernder Hufe, das Wiehern von Pferden, klirrendes Metall und das Gefühl sehr vieler Menschen am Rande der Gewalt. Ein Mann steht über mir, gekleidet in eine Art Rüstung. Mit boshaftem, verachtendem Gesichtsausdruck schaut er auf mich herab. Er drückt mit seinem Stiefel auf meinen Bauch, und obwohl ich im Traum eigentlich keinen Schmerz spüren sollte, tut es trotzdem weh.

Vage Gefühle, die kommen und wieder gehen. Das Gefühl, dass er meinen Geliebten töten wird, weil ich schwanger bin. Er versucht, das Baby zu töten. Und mich. Am beunruhigendsten von allem ist dabei die Tatsache, dass er mein Vater ist.

Er hebt sein Schwert in die Luft und ich weiß, dass er mir gleich den Kopf abschlagen wird. Ich schreie, doch der Schrei bleibt in meiner Kehle stecken und ich bringe keinen Ton heraus. Und so sehr ich mich auch wehren will, kann ich mich einfach nicht bewegen.

Sein Stiefel hält mich fest und ich bin schwach, so schwach, wie Träume einen eben machen. Wie erstarrt.

Dann ertönt ein weiterer Schrei. Von einem Mann. Er ruft meinen Namen. Auch wenn ich ihn nicht verstehen kann, weiß

ich, dass es mein Name ist. Sein Brüllen klingt so blutig und primitiv, dass ich eine Gänsehaut bekomme. Ich drehe den Kopf, um den Mann anzusehen, der so gebrüllt hat, finde ihn aber nicht. Er wird von zahlreichen Soldaten zurückgehalten, und so sehr ich mich auch bemühe, ihn zu fokussieren, bleibt er ein verschwommener Fleck.

Aber ich weiß, dass er das Ganze aufhalten will.

Er kann es bloß nicht.

Ich spüre seine Qual und seine Liebe, und auch meine eigene Liebe zu ihm. Und in diesem Augenblick würde ich alles dafür tun, um zu entkommen, um bei ihm zu sein. Wegzulaufen.

Ja, ich muss weglaufen.

In dem Augenblick, als ich mich wieder umdrehe, um zu dem Mann über mir aufzublicken – dem Teufel, den ich für meinen Vater halte –, senkt dieser die Klinge. Die Sonne spiegelt sich darin, bis mich das gleißende Licht dazu zwingt, die Augen zu schließen.

Dann wache ich schweißgebadet auf, kurz bevor mir der Kopf abgeschlagen wird.

Manchmal spüre ich noch, wie die Klinge in mich eindringt, wie ein Kitzeln, und ringt nach Luft.

So wie jetzt.

Dieses Mal dauert es einen Moment, bis mir schwindelig wird und ich begreife, dass es nur ein Traum war und ich meinen Kopf noch besitze und in Sicherheit bin.

Nur bin ich gar nicht in Sicherheit. Nicht wirklich.

Noch nie in meinem Leben habe ich mich so unsicher gefühlt.

Ich sitze aufrecht in einem fremden Bett, die Decke ist um meine Beine gewickelt, mein ganzer Körper zittert. Das Fenster steht offen, obwohl ich schwören könnte, dass ich es vor dem Schlafengehen geschlossen habe, und der Vorhang weht im kalten, feuchten Wind, der in den Raum strömt.

Venedig hat einen eigenartigen Geruch, nicht so unangenehm,

wie man mir gesagt hat, dennoch feucht und leicht muffig. Mit einem Hauch von Meer, zumindest bei Flut.

Alles ist gut, sage ich mir. Du bist hier sicher, in deiner neuen Wohnung. Atme einfach tief durch.

Ich drücke auf meine Nasenspitze, um mehr Luft zu bekommen, und atme ein paar Mal tief ein, bis ich spüre, dass sich mein Herzschlag wieder normalisiert. Aber obwohl ich mich langsam beruhige, schwirrt mir noch immer der Kopf.

Verdammter Jetlag. Es ist Jahre her, seit ich das letzte Mal in Europa war, und ich hatte vergessen, wie schlimm er sein kann. Selbst bestimmte Kräuter und Zauber, die den Jetlag lindern sollten, scheinen bei mir nicht zu wirken. Ich bin mir sicher, dass ich irgendwie damit klarkommen könnte, wenn ich es versuchen würde. Aber da ich bei dieser Mission mit meiner Energie haus halten muss, muss ich auf die almodische Art damit zurechtkommen. Mit Melatonin und Kaffee.

Ich nehme mein Handy und schaue auf die Uhr. Es ist halb vier morgens. Jetzt bin ich zu aufgedreht, um wieder einzuschlafen, und beschließe, das Schlimmste zu tun, was man bei einem Jetlag überhaupt tun kann: Ich schaue auf die Uhrzeit zu Hause in Seattle. Dort ist es gerade halb acht am Abend. Die Sonne ist noch nicht untergegangen.

Vor meinem geistigen Auge sehe ich, wie die Sonnenstrahlen auf dem Puget Sound glitzern. Wie meine Freundin Kathy mir eine Nachricht schickt und fragt, ob ich nach dem Abendessen noch mit ihr in eine Bar gehen möchte. Ich würde die Geste zu schätzen wissen, auch wenn sie aus Mitleid geschieht, und trotzdem ablehnen, um erneut einen Abend ganz allein zu verbringen.

Das hier war ein Fehler, denke ich und drehe die Ringe an meinen Fingern hin und her. Ich sollte nicht hier sein. Ich sollte zu Hause sein und versuchen, ein normales Leben zu führen.

Und doch bin ich hier. Weil dies meine letzte Chance ist, mich zu beweisen – gegenüber den Hexen, gegenüber der Gilde und gegenüber Bellamy. Wenn ich versage, verliere ich alles. Für

immer. Danach könnte ich erneut versuchen, ein normales Leben zu führen. Aber was bringt einem ein normales Leben, wenn man weiß, dass man alles andere als normal ist?

Der Vorhang flattert plötzlich, als eine weitere Brise durch das Fenster hereinweht, und ich will gerade aufstehen, um es zu schließen, als auf einmal Nebel hereinströmt. Wie Rauch schwebt er durch die Luft auf mich zu.

Ich schaue einen Moment lang zu, irritiert darüber, wie dieser Nebel einfach so durchs Fenster hereinkommen konnte. Bis ich plötzlich ein unangenehmes Ziehen in meinem Bauch verspüre, als hätte jemand eiskalte Flüssigkeit in meine Adern gekippt. Vielleicht ist es gar kein Nebel.

»Verschwinde«, flüstere ich barsch. Obwohl ich eine Eckwohnung in dem Gebäude habe, mit Blick auf die Lagune zwischen Venedig und Murano, weiß ich nicht, wie dünn die Wände hier sind. »Du bist hier nicht willkommen.«

Jedenfalls würde mich jeder, der mich gerade hören oder sehen könnte, für verrückt halten, weil ich mit Nebel spreche. Aber ich weiß, dass es nicht nur Nebel ist. Ich spüre, dass es etwas anderes ist, so wie es in der Luft hängt. Wie Spinnweben. Als würde es den Raum nach etwas abtasten.

Nach mir.

»*Dahlia*.«

Mein Name wird wie ein Atemzug geflüstert.

Abrupt springe ich auf und schiebe mit ausgestreckten Händen die Luft wieder zum Fenster, woraufhin sich der Nebel auflöst und die übrig gebliebenen Partikel durchs Fenster zurück nach draußen strömen. Hastig schlage ich das Fenster zu und werfe dabei einen raschen Blick hinaus. Dort gibt es einen kleinen Steg, der vom Erdgeschoss des Gebäudes hervorragt, und obwohl keine Boote daran festgemacht sind, könnte ich schwören, eine dunkle Gestalt am Ende stehen zu sehen.

Allerdings stimmt mit ihr etwas nicht. Auf den ersten Blick sieht es aus wie ein Mensch, aber je näher ich mich gegen die

Scheibe drücke, um besser sehen zu können, desto mehr scheint sich die Gestalt zu verändern. Als würde sie sich auf den Steg absenken und sich in alle möglichen Richtungen ausbreiten. Bei- nahe so, als stünde sie auf vier unmenschlich langen Beinen.

Mein Atem beschlägt das Glas und ich wische es rasch sauber, doch als ich wieder hinaus schaue, ist die dunkle Gestalt verschwunden. Der Steg ist leer.

Okay, was zur Hölle war das?

Jetlag, flüstert eine Stimme in mir. *Du bist müde. Es ist nur der Jetlag.*

Ich weiß, dass diese Stimme mir das sagt, damit ich nicht zu viel darüber nachdenke und mir keine Sorgen mache. Denn ehrlich gesagt darf ich mir keine Sorgen machen. Die kann ich mir nicht leisten. Meine ganze Energie muss in meine Magie fließen, für morgen früh und jeden weiteren Tag, bis meine Klinge endlich Blut gekostet hat.

Ein einziger Fehler, und ich bin am Arsch. Vampire sind zu gut darin, Menschen zu lesen, und können eine Hexe bereits aus einem Kilometer Entfernung riechen. Wenn meine Maske auch nur für einen Moment verrutscht, wird er mich töten.

Der, den sie Dracula nennen.

Der, dem ich nahekommen muss.

Der, den ich töten soll.



Ich konnte nicht mehr schlafen. Also blieb ich wach, bis die Morgendämmerung den Horizont umspielte und die Lagune in Zinn- und Rosatöne tauchte. Dann beschloss ich, mich kopfüber in die Zauberei zu stürzen, da ich befürchtete, dass meine Energie im Laufe des Vormittags nachlassen könnte. Eine Stunde lang

stand ich vor dem Spiegel und flüsterte meine Zaubersprüche, während ich getrockneten Lavendel aus meiner Heimat und Kopalharz abbrennen ließ. In der Hoffnung, dass der Rauchmelder nicht auslösen würde.

Das Problem an einem Glamour-Zauber – bei dem man sich im Grunde genommen eine Maske oder eine Art Schutzschild überzieht, damit andere die wahre Gestalt nicht erkennen können – ist, dass man nicht weiß, ob er wirkt, bis man anderen Leuten begegnet. Zum Glück trifft sich meine Kontaktperson aus dieser Gilde, Livia, vor dem Unterricht noch auf einen Espresso mit mir. Dann weiß ich zumindest, ob der Zauber wirkt, bevor ich mich in unmittelbare Gefahr begebe.

Bei dem Gedanken verspüre ich ein leichtes Kribbeln. Ich lächle mein Spiegelbild an und finde einen gewissen Trost darin. Ich hatte schon befürchtet, dass ich vielleicht meinen Ehrgeiz verloren hätte. Die Freude am Spiel. Den Nervenkitzel der Jagd. Den Wunsch, Gerechtigkeit zu üben. Rache zu nehmen. Das wurde mir seit meinem dreizehnten Lebensjahr eingetrichtert: den Feind zu töten, gute Arbeit dabei zu leisten und stolz darauf zu sein.

Während der letzten zwei Jahre, in denen ich versuchte, dieses trügerische normale Leben zu führen, dachte ich jedoch immer häufiger, dass ich vielleicht die ganze Zeit über einer Art Gehirnwäsche unterzogen worden war. Ich spürte, wie diese Seite von mir wie eine Wunde nach und nach austrocknete, und das machte mir Angst. Denn meinen Killerinstinkt zu verlieren, hätte bedeutet, mich der Tatsache stellen zu müssen, dass mit mir ernsthaft etwas nicht stimmt. Weil ich es einfach zu sehr genieße, Vampire zu töten, obwohl ich ja auch speziell dafür ausgebildet wurde.

Ich lächle mein Spiegelbild an, fletsche die Zähne und überprüfe, ob sie sauber und weiß aussehen. Dann trage ich noch etwas mehr Eyeliner auf. Auch wenn er mich durch den Glamour-Zauber hoffentlich nicht als Hexe erkennt, aber wenn ich ihm näherkommen will, muss ich meine Schönheit nutzen. Ich bin mir sicher, dass die meisten Studentinnen am Konservatorium nicht

mit vollem Make-up zum Unterricht erscheinen, aber irgendwie muss ich mich ja von den anderen abheben.

Also trage ich noch etwas Rouge auf meine blassen Wangen auf und wünsche mir wie immer, mit der Foundation auch meine Sommersprossen verbergen zu können. Der bronzenfarbene Eyeliner bringt das Grün meiner Augen schön zur Geltung.

Ich fahre mir durch die Haare und trenne die Locken voneinander. Ich werde zwar niemals eine Sexbombe sein, aber mein Aussehen erinnert an alte Gemälde oder Statuen – mit einem etwas zu markanten Kinn und einer römischen Nase. Und ich weiß, dass ich das Zeug dazu habe, einen Mann in die Knie zu zwingen, wenn es sein muss. Wenn Dracula den anderen Vampiren ähnelt, wird er glauben, dass ich leichte Beute sei und mich verführen.

Zufrieden mit meinem Äußeren atme ich tief ein, schnappe mir meinen Rucksack und werfe ihn mir über die Schulter. Mit meinen Birkenstocks, den weiten Jeans und meinem grünen Blusentop sehe ich meiner Meinung nach wie eine Studentin aus.

Ich verlasse meine winzige Wohnung, schließe hinter mir ab, gehe die schmale Wendeltreppe hinunter und verlasse das Gebäude, wobei die Sohlen meiner Sandalen von den Fliesen widerhallen.

Die Gilde hat diese Wohnung für mich gefunden, im Stadtteil Cannaregio, im Norden der Stadt. Das Gebäude ist etwas heruntergekommen und sehr schlicht, entspricht aber dem, was sich eine Musikstudentin in dieser Stadt leisten kann.

Ich rufe die Karte auf dem Handy auf und berechne die Route zu dem Café, in dem ich mich mit Livia treffe. Eigentlich mag ich keine Wegbeschreibungen und nutze lieber mein Bauchgefühl, aber Venedig ist eine merkwürdige Stadt. Seit zwei Tagen bin ich bereits hier und habe mich bisher jedes einzelne Mal verlaufen beim Spazierengehen. Kleine und größere Straßen gehen einfach so ineinander über und führen im Kreis oder enden an Gebäuden und Kanälen in Sackgassen. Selbst wenn man schwören könnte,

dass man eine Straße schon einmal entlang gegangen ist, stellt sich heraus, dass es wohl doch eine andere Straße war und man gerade in die entgegengesetzte Richtung läuft als geplant. Die Stadt besitzt einen gewissen Vibe, eine Energie, die zugleich dunkel und hell wirkt und somit sehr unbeständig ist.

Die Sonne geht gerade über den Gebäuden auf, und obwohl die Straßen noch verschlafen sind, herrscht auf den Kanälen bereits reges Treiben von Motorbooten, die in sämtliche Richtungen fahren. Hin und wieder erhasche ich zwischen den Gebäuden einen Blick auf den Canal Grande und sehe Boote, die mit Fisch oder Gemüse beladen sind und ihre Waren zu den Geschäften, Märkten und Restaurants bringen. Und natürlich die allgegenwärtigen Vaporettos, die durchs Wasser gleiten.

Ich war noch nie in Venedig und muss mich erst daran gewöhnen, in einer so berühmten Stadt zu sein. Es fühlt sich ein wenig wie ein Traum an, und wenn ich mir nicht so viele Gedanken um meine Erscheinung oder meine Mission machen würde, könnte ich es viel mehr genießen.

Soweit ich weiß, werde ich mich bis zum Ende meiner Mission als Studentin am Benedetto-Marcello-Konservatorium für Musik ausgeben, sodass mir vielleicht gar nicht genug Zeit bleibt, mich an die Stadt zu gewöhnen, bevor ich auch schon wieder abreisen muss. Rein und schnell wieder raus ist das Wesentliche bei diesem Job.

Das Café ist winzig. Ein paar Tische und Stühlen stehen zwischen dem Ladenlokal und einem Kanal. Ich entdecke Livia draußen bei einem Macchiato, und sie winkt mich zu sich.

»Ich hätte dich fast nicht wiedererkannt«, sagt sie, während sie aufsteht, mich leicht an den Schultern packt und mir einen Kuss auf jede Wange gibt.

»Also funktioniert es?«, frage ich leicht nervös.

Sie sieht mich noch einmal an und nickt dann.

»Es funktioniert«, sagt sie beeindruckt. »Setz dich, trink einen Kaffee. Ich kann dir einen Espresso holen. Was möchtest du?«